

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Sonnenscheinchen [Fortsetzung]  
**Autor:** Baumann, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574384>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von Rudolf Baumann, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist ein gefährlich Reisen auf offener See für junge leichtentzündbare Herzen, tagelang, wochenlang immer auf denselben Planken mit denselben Mädchen, arbeitslos, träumerisch. Wie die Phantasie da arbeitet und die Gefühle sich schärfen, wie das Herz sich weitet! Nichts hemmt der Gedanken freien Lauf. Wochenlang stört keine Zeitung, kein elender Geschäftsbericht, keine Dienstordre den Traum. Stundenlang kammst du am Gitter lehnen und träumen, träumen, träumen, wenn die Sonne die Wogen küßt und den Schaum in Perlen verwandelt, wenn die blauen, blauen Wellen tanzen und tanzend verschwinden, wenn sie rauschend am Klumpf branden und mit Marmorzungen die eisernen Wände lecken. Dann ziehen den Wogen gleich die Gedanken durchs Hirn, zeigen schimmernde, glänzende Zukunftsbilder, leicht erreichbar, rasch verschwunden, oder stille wehmütige Ahnungen werden geboren.

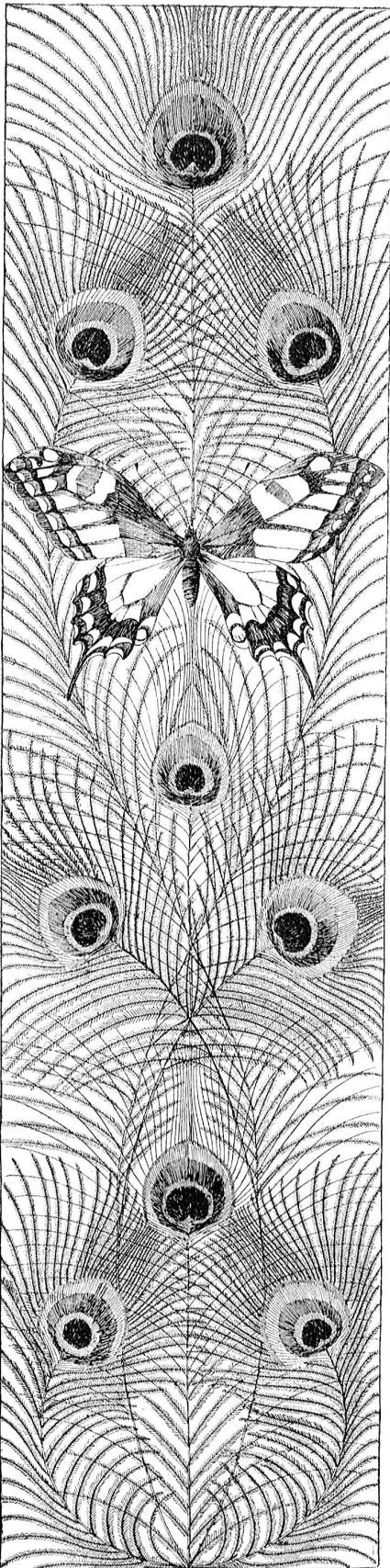
Der dicke Sarre trug sich mit keinen solchen Gedanken. Er konnte sich den Blick am Buge auch nicht betrachten, weil ihn sein kolossaler Bauch daran hinderte. Er behauptete auf einer Vergnügungsreise rundum, von Chicago nach Chicago zu sein. Der neue Stahltruf in Amerika habe ihm zu enormen Preisen seine Maschinenfabrik abgekauft und er könne nun sein ferneres Leben mit Ruhe der Pflege seines Körpers widmen. Er sprach fließend Deutsch, aber stark durch die Nase, amerikanischer als ein Amerikaner, mancher sagte semitisch. Lippen und Nase schienen dem Urteil recht zu geben.

Eben saß er fein gekleidet im Rauchzimmer. Niemand hatte je irgendwo buntere Hemden als an ihm gesehen. Oder war es nur die enorme farbige Fläche, die den augenmordenden Eindruck hervorrief? Wie ein gewaltiger gelbroter Globus drängte es aus dem Phantastiejackchen, abgeschlossen durch einen breiten schwarzglänzenden Seidenstreifen.

Sarre wartete auf den langen, glatten jugendlichen Williardärjohn aus New-York, der seine junge, schlanke, ewig neugewandete Gattin auf der Hochzeitsreise um die Erde führte. Der Bartlose kam, und die beiden machten ein ergiebiges Vormittagspielchen. Erst gingen nur Papierstreifen hin und her, und die Karten raschelten. Nachher wurde mit Fünfspfundnoten die Differenz beglichen.

In einer Ecke saß ein bärtiger Militärpfarrer, der Bierheilige genannt. Zahllos waren die Opfer, die er seinem Gott weihte. Halblitrigläser kamen und verschwanden eins nach dem andern. Jedesmal wanderte das rote Bierabonnement um ein geknipptes Loch reicher in die großen Hände zurück. Sein Kollege mit Kneifer und feinem Schnauzbärtchen widmete sich mehr den Damen, war dem Alkohol minder hold und führte da und dort fröhliche Gespräche, in denen der liebe Gott nicht vorkam. Beide reisten mit den Soldaten, um in China den Truppen geistlichen Zuspruch und Rat zu erteilen. Vorläufig hatten sie nichts zu tun. Niemand verlangte ihren Trost. Es wurde nicht getraut, nicht getauft und nicht begraben. Die hohen Borgefetzten wohnten weit weg in Deutschland.

Unter den Offizieren hatten sich zwei Cliquen gebildet oder eigentlich drei. Die Ritter vom Landheer hielten stark zusammen und verkehrten anfangs nur zaubernd und ungern mit der Plebs, die da bestand aus Kaufleuten, Pflanzern, Gelehrten und holländischen und englischen höhern Beamten. Unter ihnen sah man bald ein paar strebsame Jünglinge, die Reserveoffiziere zu sein behaupteten und in Sprache und Haartracht dem ersten Stand folgten. Alle gaben sie vor, hauptsächlich zum Vergnügen nach Indien oder China zu reisen, bargen aber im sichern Versteck ihrer Kabinen Kofferchen mit allerhand Mustern, die erst fern von der nobeln Gesellschaft das Tageslicht



DIE SCHWEIZ  
1921.

erblickten, wenn ihre Besitzer wieder ehrsam für Handel reisten. Untereinander erkannten sie sich natürlich, schwiegen aber still über ihren Beruf.

Die Marineoffiziere, die weitgereisten Leute, trugen nie Uniform, weil sie auf dem Schiff nicht im Dienst waren, und verkehrten mit jedem, der ihnen paßte, gleichviel ob Militär oder Zivil. Sie stachen vorteilhaft von den Herren vom Landheer ab durch ihr bescheidenes Wesen und die größere Lebenserfahrung.

Dann war da noch eine dritte Sorte, bestehend aus Marineingenieuren, Intendanten und Armeebesatzungen mit Offiziersrang, die von den andern zwar nicht ganz für voll angesehen wurden, aber sich untereinander und mit dem Volk nach Kräften amüßten. Meist waren es ältere, gesetzte Leute, die Skat liebten und den Becher nicht verabscheuten.

Beim Diner saß das alles in einem großen Saal nach Claqueur feinstreut und mit Volk durchspielt, die Damen in großer Toilette, die Herren in Uniform oder im Festkleid. Der dicke Sarre hatte dann einen weißgefärbten Leib mit rotseidenem Abschluß, und ein enormer Smoking deckte seine Lenden. Um den gigantischen Kapitän waren die Spitzen der Gesellschaft gruppiert, links der junge femmelblonde Sohn eines Lloydfürsten, rechts der militärische Transportführer und so weiter, bis wieder die gewöhnlichen Menschen kamen.

An der einen langen Tafel führte v. Spitz das große Wort. Wenn er gerade nichts mehr wußte, sang er seit drei Tagen den Refrain eines italienischen Liedes, das ihn seit Neapel verfolgte, genau wie es dort im Hafen eine alte stimmlose Sängerin vortrug. Mit täuschender Ähnlichkeit kam immer wieder das „Firu! firu! firu!“ zum Vorschein. Dazwischen ließ er die Kalebasse schmettern, wie er sich ausdrückte. Das sollte einfach Wein trinken heißen. Seine Erfindungsgabe in neuen Ausdrücken grenzte ans Unglaubliche: je unverständlicher desto schöner.

Sonnenscheinchen saß an einem Seitentischchen im Kreise ihrer Familie und lächelte von Zeit zu Zeit, wenn ihr der hübsche Leutnant Weinmann verstohlen zurank. Dann ging jedesmal ein Schatten über das Gesicht des langen Stabsarztes, der den Erzählungen seines Kollegen von der Marine nur zerstreut zuhörte.

„Na, Stabsarzt,“ rief der zapplichte v. Spitz, „sagen Sie mal, wissen sie kein Mittel gegen Knochenfraß, was?“

„Wie so?“ schreckte der andere auf. „Wer hat denn? Warum?“

„Ja, meine nur so. Sehen Sie: Rebhühner alles weggekocht, trockene Geschichte, nur noch Knochen, sozusagen Knochenfraß, he, he, medizinisches Gericht . . . Weiß schon Mittel, Kalebasse schmettern, komme Ihnen was! Firu! firu! firu!“

Bruno der Dumme hatte seinen Platz neben dem rotbraunen Tabakspflanzer aus Deli und versuchte leutselige Gespräche anzuknüpfen. Er war Hauptmann der Infanterie seines Zeichens und hatte schon außergewöhnlich viele Dienstjahre auf dem Rücken. Beim Trillen der Rekruten war er versimpelt und hatte auch jegliche Schulkenntnisse verschwitzt. Und er erhob seine Stimme und sprach:

„Also kein Pfälzer, was? Ha, ha, ha, also sozusagen

echtes Kraut, was? Arbeiten wohl mit Sklaven, immer feste auf die Weste . . . Könnte mir passen, dürfen nicht mucksen, die Kerle . . . Strenge Disziplin, Sozialismus unbekannt!“

„Aber nein, Herr Hauptmann,“ meinte der Pflanzer; „das sind alles freie Leute, die es in ihrer Art besser haben als die Arbeiter in Europa.“

„Ja, weiß schon, Datteln, Kastanien und so weiter. Gisse. Datteln für mein Leben gern wie jener Knabe. Kerle sind fein raus, kauen Antilopenbraten, Schnabeltier und so; Kleidung gibts nicht, nur Badehosen mit Steg, leinene Manschetten an den Füßen, ha, ha!“

„Aber da haben sie falsche Ansichten, Herr Hauptmann. Unsere Malayen und Chinesen in Sumatra sind ganz kultivierte Leute. Sie denken wohl an Afrika. Uebrigens Kastanien und Datteln wachsen nur in gemäßigtem Klima.“

„So, so! Na, also dann nicht; aber feines Leben wohl in Sumatra? Nichts tun, lassen die Sklaven arbeiten, kleinen Harem und so weiter, hä, hä, hä . . . Nur schade, Klapperschlangen und so. Natürlich englische Kolonie. Fabelhaftes Glück, diese Engländer! Werden ihnen aber was zeigen in Ostafrika, wenn wir erst im Zuge sind. Werden sehen, was das Volk der Denker vermag. Haben jetzt auch eingesehen, daß ohne Deutschland nicht weiterkommen. Walbersee von S. W. gepumpt, um die Karre aus dem Dreck zu ziehen . . . Unter uns gesagt: Gelingene Gesellschaft hier an Bord . . . Fällt Ihnen wohl nicht so auf, aber unsereinem, der sonst die Pflicht hat, sich gewisse Grenzen im Verkehr aufzulegen, na, gewissermaßen . . . na, so . . . na, verstehen wohl . . . richtiger Ausdruck eben entschlipft . . . Spreche selbstverständlich nicht von den Herren Pflanzern und Kaufleuten. Sind ja meist sehr achtbare gebildete Leute; aber dieser Sarre zum Beispiel! Der Mensch sieht doch zu gewöhnlich aus. Hat mich zum Glück noch nie angesprochen. Könnte ihn natürlich nicht stehen lassen. Denken Sie sich, wenn der einen später einmal in Berlin irgendwo anredet! Einfach schauderhaft! . . . Und diese sogenannten Schiffsoffiziere vom Lloyd! Mögen ja ganz biedere Menschen sein, aber, na, doch recht ungebildet! Den Ersten sah ich gestern, wie er mit einer Gabel in seiner Kaulade herumwühlte, gräßlicher Anblick! Natürlich unsere Herren wissen sich ja in jeder Lage zu benehmen. Vernt man bei der Armee, und Exzellenz hat vor dem Abschied noch besonders in diesem Sinne gesprochen . . . Aber doch manchmal tolle Zustände!“

An einer Tafel präsierte der junge Schiffsarzt bei den Offizieren der Landarmee. Dort wurde schwer in Redensarten geklunkert. Der kleine Oberleutnant v. Dünn sagte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit „wird gerührt“ (mit i), und sein Nachbar wandte möglichst oft das Wörtchen „indem“ an.

„Na wissen, so ein kühles Fläschchen Lloydsekt wirkt zu Zeiten ganz angenehm und wird zur Bowle besonders gerührt.“

Der andere: „Indem ich mir gestatte.“

Er hob sein Glas in Gesichtshöhe, trank, hob mit ruckweiser Bewegung wieder und setzte grinsend ab.

„Da sind ein paar Mädels an Bord, die wirklich gerührt werden.“

„Indem ich vor allem an die Gesandtschaftsbraut denke. Schade, daß sie schon verlobt ist, indem ich mich sonst eifrig bemühen würde, wenn mir etwas Näheres über die Kröten von Papa bekannt wäre.“

„Ja, so eine hübsche Mitgift wird gerühmt. Können sie vielleicht dem Tintenmenschen abspenstig machen!“

„Indem ich mich vorläufig an die fiesche Strohwitwe halte. Mit ihr so eine Wasserfahrt ist ein Vergnügen eigener Art. Das ist doch etwas Neues. Man braucht nicht gleich an den heiligen Ehestand und ähnlichen Klimbin zu denken.“

„Ungeheuerlich anständiges Leben hier, wird nicht gerühmt. Sollte in der dritten Klasse kleines Ringeltangel haben oder Damenkapelle oder sonst was fürs Herz, wo man sich nach dem Diner Zivilfreunden hingeben könnte. Kleines Jeu auch ganz ausgeschlossen, darf beinahe nur um Böhnchen spielen. Überall wimmeln Vorgesetzte, reine Kleinkinderschule! Oh, welche Lust Soldat zu sein!“

„Indem ich nächstens vor Langeweile mit meinen Memoiren anfangen.“

„Die werden aber für junge Mädchen nicht gerühmt. . . In Deutschland polizeilich verboten, müssen Verleger in Budapest suchen!“

„Na, erlauben Sie! Kleide das Ganze in christliches Gewand, streue eine Prise Welterschmerz dazwischen. Findet kolossalen Absatz in den höchsten Kreisen.“

„Na, prost! Wenn's fertig ist, leihe ich's mir auch einmal.“

Sarre trank beim Essen nur Whisky und Soda, um den Amerikaner zu beweisen. Er belehrte eben seinen Nachbar, den holländischen Residenten, über amerikanische Zustände.

„Uff! Der Kaviar an Bord taugt nicht. Sollten Sie sehen bei uns in Chicago! Ganz frisch, Körner sind beinahe so groß wie Erbsen, jedes Pfund in einem Block sibirischem Eis importiert. Wie ich einmal habe gehabt zum Essen den Präsidenten der Republik, stund ganzer Eimer voll (natürlich silberner) auf der Tafel. Hat mich gekostet fünfhundert Dollar nur der Kaviar. . . Hätte ich in Deutschland sicher einen Orden bekommen. . . Wir Amerikaner lieben nicht solche Sachen. Uff! Phu!“

„Können Sie alles haben am besten in Chicago, wenn Sie wollen bezahlen; wenn es in Europa ist zu teuer, kommt es zu uns nach Amerika. . .“

„Was, Sie meinen in Kunst und Musik sei Amerika nicht auf der Höhe? Haben Sie nicht gehört den Susa mit seiner Band? Hat er nicht komponiert die besten Märsche auf



der Welt? Wie der Präsident bei uns war in Chicago, hat er gespielt zum Diner, hat ihm bezahlt die Handelskammer zweitausend Dollar. Phu! Haben wir nicht gehabt die Patti in Chicago? Hat sie nicht gesungen fünf Lieder an einem Abend, und der Platz hat gekostet fünfundsiebenzig Dollar, jedes Lied fünf Dollar? Ist nicht gewesen der Joachim bei uns zweimal, hat er zwei Stunden gespielt Violin oder Klavier oder so etwas, war ein sehr teures Konzert!“

„Kaufen wir nicht die teuersten Gemälde von Europa von Malern, die sind gestorben vor vielen hundert Jahren. Hat nicht gekauft der alte Goolb, mit dem ich sitze im Verwaltungsrat von der Tramwagenfabrik in Chicago, den größten Rafael, den es gab in Italien? Hat er nicht bezahlt zweihundertfünzigtausend Dollar dafür?“

Er wußte noch viel Nühliches und Teures von Amerika zu erzählen; aber sein Nachbar hatte für heute genug gelernt und begab sich ins Freie.

#### Viertes Kapitel. Des Leidens Anfang.

Nach dem Essen begannen die verschiedenen Skatklubs im Rauchzimmer ihre Arbeit, und die jungen Herren veranstalteten kindliche Spiele mit den Damen. Schreibspiele gab man wegen des Sprachengewirrs bald auf. Also etwas anderes. Jemand arrangierte die schöne Geschichte mit dem Leintuch, das aufgespannt wird und unter dem nur die Füße vorsehen, ein Spiel, das besonders gern von Damen mit kleinen Füßen getrieben wird. Gibt es eine bessere Gelegenheit, seine zierlichen Stiefelchen zu zeigen?

Aber bald kam Störung in den Scherz.

Ein Zittern ging durch den Bau. Das Schiff begann zu schwanken und zu stoßen. Es klang, als brumme und stöhne es ärgerlich über das unwillige Wellenspiel. Das war kein Sturm. Der schwere Rauch zog nur langsam seitwärts. Aber irgendwo in der Ferne war Tanz auf dem Meer gewesen. Da hatte der Sturm aufgespielt, und die Wogen hatten sich jauchzend im Wirbel gedreht. Champagner Schaum war zischend zerflogen, und jetzt kamen sie trunken vom tollen Reigen heim, rüttelten neckisch an dem Dampfkoloss und spritzten ihm weißen Gischt auf den hölzernen Kopf.

Das Deck leerte sich bald. Bruno der Dumme war plötzlich gezwungen, einen Grand mit viereim im Stiche zu lassen und die verschwiegene Koje aufzusuchen. Sarre und der Milliardär hielten spielend im Rauchzimmer aus. Beide waren wetterfest.

Die Wellen wurden stärker, der Wind nahm zu. Vorn unter der Kommandobrücke starzte der lange Stabsarzt in die Wogen.

Er war nicht seefischer. Der salzige Odem des

Meeres verursachte ihm Uebelkeit; aber er hatte heute eine Entdeckung gemacht, die ihn selbst sein Unwohlsein vergessen ließ. Als er beim Diner zusah, wie der hübsche Leutnant Sonnenscheinchen öfters zutrank, war wilde Eiferjucht in ihm erwacht. Er war verliebt, glühend, wahnsinnig, unheilbar verliebt in Miß Sonnenscheinchen!

Das machte ihn nicht froh, sondern stimmte ihn tieftraurig, todestraurig.

Mit seinen dreißig Jahren war er schon öfter verliebt gewesen, einmal sogar sehr ernstlich in die Schwester eines Kollegen in Kiel. Er hatte viel in ihrem Hause verkehrt, sie täglich lieber gesehen und zuletzt förmlich angebetet. Sie war ihm immer freundlich entgegengekommen, und eine Zeit lang hoffte er auf Gegenliebe. . . . Damals, auf der Landpartie, als er endlich einmal gewagt hatte, um sie anzuhalten, wurde er freundschaftlich, aber entschieden abgewiesen. . . .

Ja, ihr Herz sei noch frei; aber sie fühle nur Freundschaft für ihn und keine Liebe.

Er wußte wohl, was es war. Sie konnte sich nicht über sein häßliches Gesicht hinwegdenken. Sein unglückliches Aussehen war daran schuld, nichts anderes. Damals hatte er in dunkler Nacht gewütet, getobt, geraßt! Er hatte an Selbstmord gedacht und mit seinem Gott gehadert. Der letzte Rest von Glaube an einen liebenden, gütigen Gott war ihm abhanden gekommen. Alles religiöse Gefühl, das ihm seine Mutter in früher Jugend mit Sorgfalt in die Seele gepflanzt hatte, war herausgerissen, zerstampft, vernichtet, das letzte Restchen verweht und zerstäubt. Nur Bitterkeit und Zorn war zurückgeblieben. Blödsinnige, zufallstückliche, blinde Gotttheit! Jedem Tier gab sie kein Weibchen. Jeden Vogel paarte sie mit seinem Liebchen. Nur ihn hatte sie mit liebevollem Herzen und abschreckendem Körper allein in die Welt gesetzt. Sie hatte ihn mit Fehlern behaftet, und er mußte dafür büßen. Sie hatte ihn Schönheitsdurstig gemacht, ihm Erkenntnis und Verstand gegeben, um ihn dem Hohn und der Verzweiflung zu überlassen.

Damals hatte er lange, lange zu seiner Genesung gebraucht; aber nach und nach war der Schmerz doch abgestumpft und hatte den Stachel verloren. Und als sich seine Liebe später verheiratete, war ihm das ein starker Trost gewesen.

Sie hatte gelogen! Ein Jugendgeliebter führte sie heim.

Er war ihr unbewußt dankbar für diese Lüge. Es war also doch nicht sein Neuzeres gewesen, das sie abschreckte. Er fing wieder an zu hoffen, und in menschlichem Selbstbetrug sah er seine Fehler kleiner, geringer als sie waren und rechnete wieder auf ein wenig Glück. Aber es dauerte lange, lange, bis das kleine Glück kam. Er wappnete sich mit eiserner Disziplin gegen das schöne Geschlecht. Wo er in hellen Mädchenaugen das kleinste Mißfallen an seiner Gestalt zu entdecken glaubte, zog er sich vorsichtig zurück und mied jede Gelegenheit, Feuer zu fangen. Er kannte den schrecklichen Schmerz und hatte grenzenlose Furcht davor, ihm nochmals zur Beute zu werden.

Zuletzt hoffte er, einmal einer Unglücklichen zu begegnen, die selbst die Qualen verschmähter Liebe gelitten, oder einer jungen Witwe, die erfahren hatte, daß in einem schönen Körper oft eine häßliche Seele wohnt.

Er verlangte ja schon lange keine heiße Gegenliebe mehr. Nur treu sollte sie ihm sein, sich bewundern, auf Händen tragen und anbeten lassen!

Jetzt war es fertig, alles verloren! Die eiserne Mützung, die aus Gewohnheit zur Macht geworden war, zerшелst, zersplittert! Er hatte wie ein Riese gekämpft, übermenschlich mit allen Mitteln. Er hatte sich verkrochen, hatte gearbeitet, gespielt, getrunken, geklämt; aber doch mußte er sie täglich sehen auf dem verfluchten Schiff, wo kein Entrinnen und keine Rettung möglich ist — vom Wasser gefangen! Eben dachte er noch mitten im Kampf zu stehen, hoffte noch zu überwinden, als er sich auf einmal verloren sah, besiegt von dem tückischen Gott.

Jetzt wußte er, es gab keine Flucht. Das war das Ende. Je lieblicher sie ihm vorkam, desto unerreichbarer war sie. Und wie schön schien sie ihm, wie liebreizend! Mein Gott, wo hatte die Natur solche Linien gestohlen, wo das Vorbild zu den Seelenaugen gefunden? Hat es jemals auf der Erde so etwas gegeben? Wohnen auf andern Sternen solche Wesen?

Unten rauschten und zischten die Wellen und lockten mit ihren Silberarmen. Sich da hineinstürzen können, jetzt gleich, ohne Nachdenken, und verschwinden unter brausenden Glockentönen. . . .

Das war kein Solbatentod, der nasse Mord! Nein, jetzt noch nicht. . . . Noch nicht vor dem Endkampf!

Der lange häßliche Doktor faßte mit jehziger Kraft das schützende Geländer, daß die Stäbe krachten. Seine Gestalt dehnte und reckte sich. Das Haar peitschte um seine Stirn. Die blöden Augen sprühten Feuer, und er rief mit voller Kehle über das heulende Meer: „Ist das deine Stimme, feiger, erbärmlicher Gott, Schurke du, Allvater! Warum quälst du mich? Ich bin unschuldig! Unschuldig! Hörst du, unschuldig! . . . Und kann mich nicht rächen an dir, schamloser Mörder! Stümper, Schöpfer, Natur du! Wer schimpft dich noch Gott, blödsinnige Allmacht? Kinder nur und Verrückte beten dich an. . . . Du Teufel. . .“

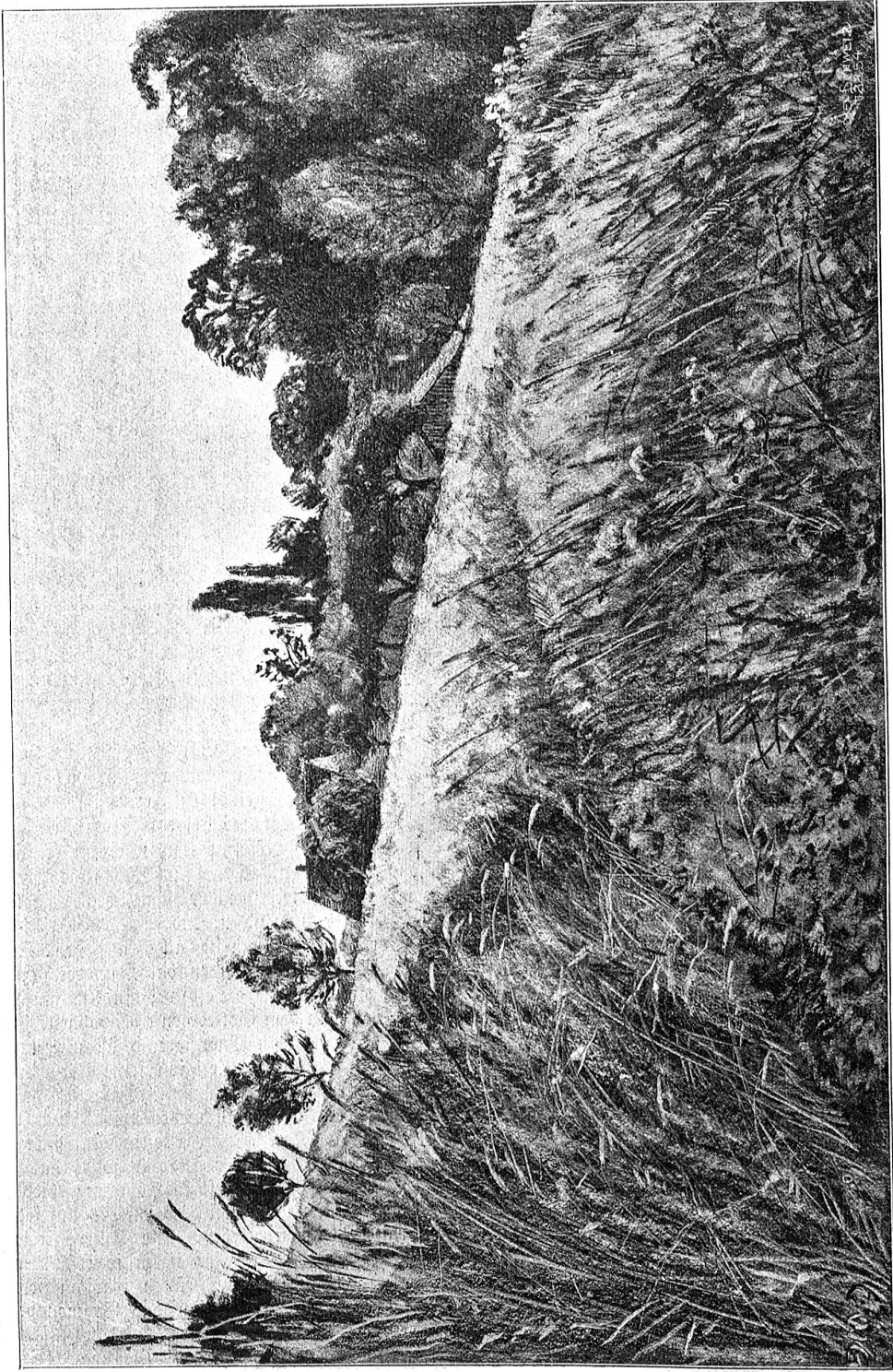
Dann sank er in sich zusammen und brach in Tränen aus.

Niemand hatte ihn gehört, niemand gesehen. Längst war das schwankende Deck leer, als er zerschlagen nach seiner Kabine schlich.

#### Fünftes Kapitel. Der Sonntag.

In ihrem Raum stöhnten die armen Soldaten. Um neun oder zehn Uhr wurde die Türe zu der Treppe, die nach ihren Schlaffätten führte, dicht gemacht. Oben stand eine Wache. Die Fenster bildeten kleine runde Löcher; aber auf der einen Seite waren sie geschlossen, weil sonst der Wind das Seewasser auf die Betten gespritzt hätte. Die Ventilationsröhren führten wohl genug Luft, aber keine Kühlung zu. Ein gräßliches Lager! Die Schiffs-gesellschaft hatte keine Schuld daran. Das Schiff war eben nicht für Truppentransporte eingerichtet, und dann ging es sie nichts an, daß keiner der Soldaten oben auf dem Zwischendeck oder dem Sonnen-deck schlafen durfte. Wenn der Dampfer schwankte, so wurden die meisten seekrank. . . . Und wie wurden sie seekrank!

Es ist eine bekannte Geschichte, daß ungebildete



Im Kornfeld (Motiv bei Garmatingen). Nach einer Zeichnung  
von G. F. Meyer-Dafel, München.

Leute sehr stark zu dieser Krankheit neigen, wenn das Wetter schlecht ist. Man kann das auf jedem Auswanderungsschiff oder bei Kulitransporten sehen. Wenn in der ersten Klasse erst wenige bleich enteilen, liegt im Zwischendeck schon alles auf der Nase, unten natürlich erst recht. Der Grund ist nicht allein in der schlechten Luft oder in der andern Nahrung zu suchen, sondern wahrscheinlich darin, daß sich der Mann aus dem Volk weniger vor seinen Mitreisenden geniert und deshalb der Krankheit auch weniger Energie entgegensetzt.

Im Soldatenraum war es schrecklich. Wer nicht vom Seegang krank war, dem wurde übel vom Ansehen des Glends.

Tagsüber hatten die Leute schon wie die Leichen auf Deck gelegen, aber nachts! Es versuche der Mensch die Götter nicht! Man brauchte starke Nerven, um da zuzusehen. Die Offiziere fanden das auch, konnten aber nichts ändern.

So ging es zwei bis drei Tage; dann kam der Sonntag, und die See feierte mit. Die Wogen wurden länger und schwächer, und der Schaum verkroch sich.

Schiffs Sonntag!

Die Kapelle spielte um acht Uhr morgens auf dem Gang zu den Kabinen Choräle. Es klang recht feierlich; aber einige Menschen störte es im Schlaf. Sonst merkte man vorläufig nichts vom Feiertag. Die Mannschaft mußte natürlich wie sonst ihrem Dienst nachgehen, und die Passagiere hatten heute nicht weniger zu tun als andere Tage. Einige steckten in Sonntagskleidern; aber die meisten trugen auch am Werktag solche. Weiter oben verliert das Feiertagskleid seine Bedeutung. Der hohe Hut, mit dem der Bürger am Sonntag seinen Gott ehrt, hat andere Funktionen, und das Gewand ist zu allen Zeiten neu, von der Wäsche gar nicht zu sprechen. Man kennt jene erhabenen Gefühle nicht mehr, welche die Brust unter dem frischen, neugesärkten Hemd schwellen, während der Mensch im saubern Anzug nach Kirche und Wirtshaus wallt.

An dem großen geschliffenen Spiegel, der die Wand vor dem Eingang zum Speisesaal einnahm, steckten allerhand beschriebene Papiere. In dem Wasserhotel wurde nach jeder Richtung für die religiösen Gefühle der Gäste gesorgt. Mit der ersten Klasse reisten die zwei Militärpfarrer und ein kleiner komischer englischer Geistlicher, der nach Borneo ging, nebst einem verklapperten andern Heiligen, von dem niemand wußte, welcher Richtung er angehörte. In der zweiten Güte wohnte ein ganzer Schwarm katholischer und protestantischer Missionare, und dort war auch noch der berühmte Theosoph mit seinem langwallenden weißen Haupthaar und Bart und dem runden Bierbauch.

Die Papiere am Spiegel waren ebensoviele Ankündigungen für Predigten.

Da hatte der Militärpfarrer mit dem Schnurrbart auf halb elf Uhr großen Schiffsgottesdienst angekündigt, im Freien auf dem Zwischendeck zu halten. Der kleine Engländer wollte um zwölf Uhr den Damensalon in ähnlicher Weise unsicher machen, und der Theosoph hatte für Nachmittag einen Vortrag angezagt. In der zweiten Klasse war großer Betrieb in verschiedenen Konfessionen.

Beim Frühstück gab es eine recht unheilige, aber trotzdem ergötzliche Szene.

Der Pfarrer mit dem Schnäuzchen saß schon bei allerhand leckern Gerichten im Hintergrund des großen Saales, als sein Kollege, der Bierheilige, bleich vor Aufregung hereinstürzte. Mit großen Schritten, in seiner ganzen bärtigen Manneswürde, eilte er durch das Lokal, blieb vor dem andern Pastor stehen und stellte ihn wutschnaubend zur Rede. Er hatte eben vor dem Eintritt die Ankündigung zum Gottesdienst gelesen, und weil er etwas älter im Rang war, fand er es äußerst rücksichtslos und gemein, daß der Jüngere ihm zuvorgekommen war. Es entspann sich ein kurzer, aber heftiger Wortwechsel, der sehr zur Erheiterung anderer beitrug. Schimpfworte wurden allerdings nicht gebraucht; aber es klang doch so, und der Auftritt schmeckte nach nichts weniger als nach christlicher Liebe. Das Beispiel von Duldsamkeit, das die beiden Seelenhirten ihrer weidenden Herde gaben, war wirklich einzig in seiner Art.

Der Bierheilige schoß wieder zur Türe hinaus, und bald prangte an dem geduldigen Spiegel noch ein neues Plakat für eine Nachmittagspredigt auf dem Promenadendeck. Dem andern schmeckte sein gebakener Fisch nicht mehr recht, und er verzog sich bald.

Oben an der einen Tafel wurde der Fall beleuchtet.

„Indem sie, glaube ich, nicht ganz einer Meinung sind.“

„Na, wenn nachher nur die Predigt gerühmt wird! Religion muß der Mensch aber doch haben! Kann keiner ohne! Ist auch Meinung von S. M.; bin selbst ebenfalls recht gottesfürchtig, natürlich mit Maß und Ziel. Frage deshalb kein härenes Hemde. Heuschrecken werden nicht gerühmt.“

„Höllisch feurriger Kerl, dieser Kommisspriester!“

„Muß dem lieben Gott auch angenehmer sein, von einem Rangältern gelobt zu werden!“

„Ob der andere wohl jetzt seinen Feind liebt und ihm Gutes tut? Könnte ihn zu einem kräftigen Frühstüchchen einladen, so ne fünf bis sechs Große, Käsebennecken u. s. w. Junger sämtliches bezahlen. Wäre sehr selbstverläugnend u. s. w.“

Vormittags bummelte alles auf dem Deck herum. Die Offiziere verschwanden bald, um sich zur Predigt in Gala zu werfen. Selbstverständlich mußten sie mit ihren Soldaten dem Gottesdienst beiwohnen. Der Stand, von dem vor allem Energie und Mannesmut verlangt wird, soll in Punkto Religion seine Ueberzeugung verleugnen und — tut es.

Unten auf dem Zwischendeck wurde auch schwer Toilette gemacht. Man hatte zum letzten Mal dicke europäische Uniform an. Nach der Predigt sollte das Zeug fein verwahrt werden und erst in Hongkong wieder das Tageslicht erblicken. Da wurde besonders auf jedes Stäubchen und Fleckchen gesehen. Die Unteroffiziere wüteten vor Dienstfeifer. Man sah ihnen so recht den Schmerz an, daß sie in Kraftausdrücken sparsam sein mußten; denn über ihnen wölbte sich das Promenadendeck gleich einer Fremdenloge im Theater, und an Zuschauern aller Nationen aus der ersten Klasse war kein Mangel. Bruno der Dumme hatte dem wachhabenden Sergeanten morgens noch besonders eingeschärft, ja recht sanft in Deckblüten zu sein, um die zarten Mädchenohren nicht zu beleidigen.

v. Spitz war mit der Inspektion betraut. Eben hatte er noch ein paar holländischen Damen in einer Ecke eigene Poesie aufgetischt. Dabei waren seine nervösen schmalen Hände gleich Windflügeln in der Luft herumgetanzt, und er hatte in allen Tönen der menschlichen Stimme vorgetragen. Jetzt schritt er steif und gerade durch die strammen Reihen der Freiwilligen. Seine Kommandos waren etwas theatralisch; noch war er einigermaßen im Banne seiner Dichtungen. Zudem guckten von oben unter den Zuschauern Sonnenscheinchen und die Dame mit dem Hündchen auf ihn herab. Und er verehrte beide sehr, Sonnenscheinchen mehr platonisch und mit dem Herzen und die andere mehr zum Zeitvertreib und mit andern Gefühlen.

„Augen rechts!“ kommandierte er, und es war ein schöner Anblick für ein Soldatenherz. All die kräftigen Kerle standen wie Bildsäulen. Wenn auch manch einer noch bleich von überstandener Qual war und die Haare noch borstig starren vom grauen See-Blend, so ließ doch keiner eine Schwäche merken. Die eiserne Disziplin hielt sie alle im Zwang. Man sah, daß diese Leute im fernen Osten ohne Murren reihenweise in den Tod gehen würden, wenn sie mußten.

Der kleine Spitz knickte etwas zusammen. Seine Phantasie spielte ihm wieder einen Streich. Wie er so die Reihen entlang ging, dachte er eben an die alte Erzellenz von Dingskirch, wenn die inspierte, und unwillkürlich nahm er als geborener Schauspieler ihre vorgebeugte Haltung an und versuchte leutjelig zu grüßen. Aber es dauerte nur einen Augenblick. Fast niemand merkte es. Ein ungepuzter Uniformknopf hatte ihn wieder plötzlich aus seinen Träumen geschreckt. Mit leiser eindringlicher Stimme und stechenden Augen machte er dem Unteroffizier ein paar Bemerkungen. Es lag das heute so in seinem System. Er wechselte oft in seiner Haltung und im Tonfall. Wenn man sich immer gleich bleibt, gewöhnt sich das Volk daran. Das wollte er vermeiden, und man nahm es ihm nicht in Uebel. Die Soldaten mochten ihn gern leiden und folgten ihm lieber als manchem seiner Kameraden, trotz der Schrullen; denn er hatte ein gutes Herz und war mitleidig.

Eben war die Sache abgelaufen und alles klar zum Gottesdienst. v. Spitz verzog sich in den Hintergrund, weil ihm allerhand Spott über seine Arbeit auf der Zunge lag. Er hielt es momentan mit der Würde des Offizierstandes unverträglich, solchen vor den Damen loszulassen. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um; auch waren wieder massenhaft Vorgesetzte in der Nähe.

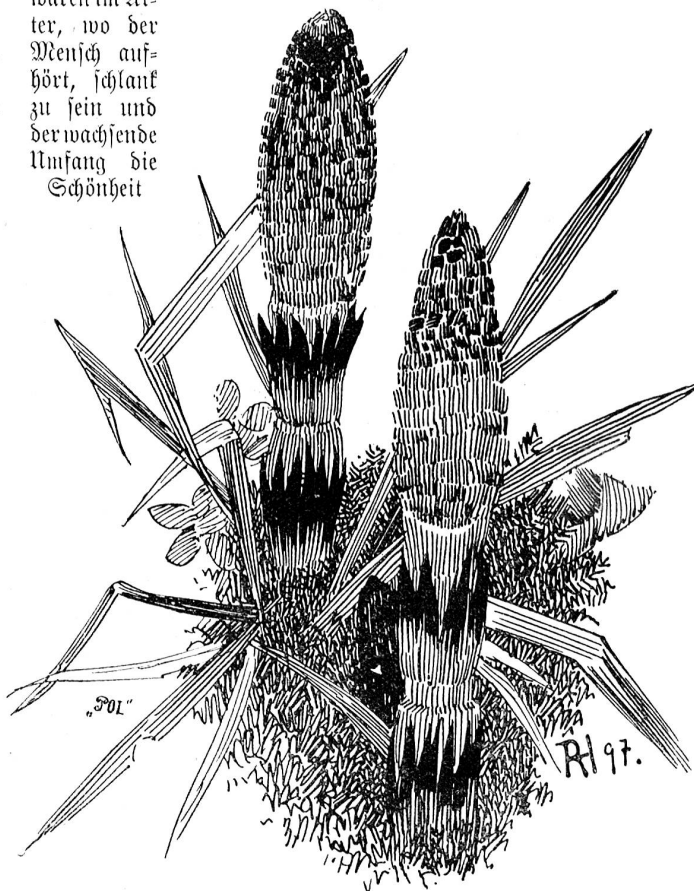
So Bruno der Dumme.

Er hatte zwar unten noch nichts zu tun und schnüffelte nur so aus langer Weile herum. Wegen Mangel an Raum mußte er sich vor seinen Kabinenkameraden ankleiden. Er tat das Sonntags lieber als erster. Der schöne neue Rock machte ihm Spaß. Er suchte den Damen durch seine bunten Federn zu imponieren, weil er unbewußt das Gefühl hatte, es sei seine einzige Zierde. Frauen liebte er noch mehr als Skat und Rotzpon; das wollte viel heißen. Modernes Schlank war nicht sein Fall. Ihm träumte immer von vollen Formen, roten Backen und von hingebender Liebe. Nichts für ihn da auf dem Schiff. Die feiche Strohwitwe behan-

delt ihn als Luft. Die verschiedenen Kinder mädchen und Stewardessen traf man nie auf einsamen Spaziergängen, oder sie waren in festen Händen. Er sehnte sich schon lange nach dem nächsten Hafen, um dort leichte Liebesabenteuer zu suchen. Warum sollte er auch nicht, wenn seine Neigungen in dieser Tiefe lagen? Zum Heiraten fehlte ihm bis anhin Zeit und Geld, obgleich er schon lange genug Hauptmann war, und Religion hatte er nur soviel, als zum Dienst gehörte.

Eben war er beim Rasierer gewesen, der als weitgereister Mann seine Pappenheimer kannte und nach einigen Scenen den richtigen Ton für den Kunden fand. Bruno dem Dummen hatte er in aller Ehrfurcht eine Schilderung der Liebesverhältnisse des nächsten Hafens entworfen, mit dem größten Ernst ein paar zarte Winke eingestreut und Andeutungen über seine eigenen Erfahrungen gemacht. Diese Wissenschaft brachte der Hauptmann nun wieder bei einigen Kollegen an, natürlich ohne Quellenangabe, mit leichten Ausschmückungen und flachen Witzen. Dergestalt bereitete er sich würdig auf den kommenden Gottesdienst vor und half sich über die nahrungslose Zeit hinweg.

Auf einer Treppe unterhielten sich ein paar ältere Leutnants mit Rittern der Galle über ihren zunehmenden Umfang. Eben beim Anziehen der sonntäglichen Gala war ihnen so recht anschaulich am eigenen Leibe die fetterzeugende Wirkung der vielen schönen Käse- und Würstbrötchen der Zwischenstunden klar geworden. Sie waren im Alter, wo der Mensch aufgehört, schlank zu sein und der wachsende Umfang die Schönheit



verdirbt, wo die Kragen langsam niedriger werden und die Taillen weiter, wo man von höflichen Menschen stattlich genannt wird und ängstliche Vergleiche mit andern anstellt, die man bis anhin dick und unförmlich fand. Wo man geneigt ist, Milde im Urteil walten zu lassen und nach und nach findet, daß der Mann nicht allzu mager sein darf, wo man sich heimlich mit Kopfschütteln vor dem Spiegel wendet und dreht, wenn man im Begriff steht, das Gewand des Tages mit dem der Nacht zu vertauschen. Wo man beim Eintritt in den geselligen Salon „Bauch rein, Brust raus“ macht. Wo man dicke Notizbücher zu Hause läßt und an seinem Leibschneider herumdröckelt.

„Wissen Sie, ich glaube, das kommt auch von der zunehmenden Temperatur,“ meinte einer; „der Körper enthält mehr Flüssigkeit, dehnt sich aus und scheint so momentan dicker. Das geht später den Weg alles Fleisches, wenn wir wieder vom Äquator gegen Norden hinunterrutschen.“

„Na, es fängt ja erst an! Müssen bis Singapur der reine Gummitopf werden, wenn das so fortgeht, und nachher wächst mit den Breitengraden der Hunger wieder, und die weichende Feuchtigkeit macht schöner fetter Schwarte Platz. Da hilft nichts als Enthaltensamkeit, täglich eine Hand voll Datteln und ein Schluck lauen Wassers als einzige Fütterung! Dann werden Sie schlank wie der Wüstenaraber.“

„Singular! Genetiv! Genetiv!“

„Wie meinen?“

„Meine: wie der Wüste Araber, indem er deshalb doch nicht schöner wird.“

„Es lache wer für mich!“

„Aber Spaß beiseite: es muß etwas geschehen! Wollen einen Sportverein gründen. Morgens zehn Meilen immer rundum, rundum auf dem Promenadendeck, nachher

Schiffelbord und Talerwerfen! Abends Tanz! Karlsbader Salz! Maschinenraum besuchen, ungewohnte geistige Arbeit u. s. w. Werden gleich mal anfangen, längern geistlichen Zuspruch stehend zu genießen . . . Ist auch nicht fettbildend . . . Himmel, wenn ich an die heimatischen Familienstühle denke! Feudale kleine Kirche, schön kühl und bequem, Sitzgelegenheit hinterwärts gepolstert! Netze, kurze, gemütlige Predigt für die Bauernjame mit landwirtschaftlichen Vergleichen, Aufmunterung zum Gehorjam gegen die Guts herrschaft — ist man selbst — und nachher allerhand kleine Sonntagsfreuden!“

„Aufpassen; gleich geht's los!“

Es ging los.

Ein paar Kommandos! Die Soldaten stunden in strammen Gliedern, die diensttuenden Offiziere daneben und die übrigen in der Nähe des Transportführers gruppiert, auf ihre Säbel gestützt oder in nachdenklicher Haltung mit möglichst ernstern Gesichtern.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt. Der Damenstrolch mit Verehrern aus dem Bürgerstand glänzte in der vordersten Reihe oben auf dem Promenadendeck. Dahinter drängten sich die meisten andern Passagiere der ersten Klasse.

Einige bildeten sich ein, bei einem Militärgottesdienst in besonders weichevolle Stimmung zu kommen, andere trieb nur die Neugierde. Auch der dicke Sarre besah sich das Schauspiel aus Langeweile, weil sein amerikanischer Kartenfreund am Sonntag nicht spielte. Die, welche in den Sälen und im Hintergrund zurückblieben, waren meist Engländer. Teils verstanden sie die Sprache nicht und hatten keinen Sinn für das militärische Schauspiel, teils hielten sie es für unchristlich, in einen andern als ihren englischen Gottesdienst zu gehen. Vor dem Offizier predigte ja noch der kleine, komische englische Priester aus Borneo.

(Fortsetzung folgt).

## Kreuzfahrer

Scharen schiffen über See,  
Trost ersehnd ihrem Jagen,  
Ihren Sünden, ihren Klagen  
Und Erlösung ihrem Weh.

Dunkel durch die schwüle Nacht  
Irrt das Schiff, die Wogen brausen;  
Spähend, mit geheimem Grausen,  
Hält der Steuermann die Wacht.

Die erschrocknen Pilger sind  
Angstvoll und verstummt beisammen.  
Lange fahle Blitze flammen,  
An den Segeln reißt der Wind.

Sturmgeheul. Ein Leuchten loht.  
Flammen schlagen aus den Masten.  
Aus der Flut zu kühlem Rasten  
Winkt den Pilgerinnen der Tod.

Bang hebt einer da und wund  
An ein altes Lied zu singen,  
Die gebrochenen Töne klingen  
Wie ein Schrei aus Kindermund:

„Einst in meiner letzten Not  
Laß mich nicht versinken,  
Wenn ich muß den bittern Tod  
Well' auf Welle trinken!“

Alle stimmen ein. Es klingt  
Mächtig in die dunkeln Weiten  
Wie ein männlich herbes Streiten,  
Wie ein Sieg . . . Das Schiff versinkt.

Hermann Hesse.

